Günther Gediga

FLEX

Die Kopplung

Herausgeber: INSTITUTE FOR SYSTEMIC EPISTEMOLOGY
https://flex-institut.de

Autor: Günther Gediga
gediga@flex-institut.de

Herausgeber: Institute for Systemic Epistemology
ise@flex-institut.de

Version25: Copyright © 2026 Günther Gediga
Alle Rechte vorbehalten.

Es ist mit Büchern nicht anders als mit Menschen. Sie mögen so verschieden sein, wie sie wollen - nur stark und ehrlich müssen sie sein und sich behaupten können, das gibt die beste Kameradschaft.
Walter Flex; deutscher Dichter und Schriftsteller; 1887–1917

Utopische Bücher? Doch, die mag ich, aber nur schlechte.
Stanislaw Lem; Polnischer Autor; 1921 – 2006

Geld verdienen lässt sich leichter mit Schund
als mit ehrlicher schriftstellerischer Arbeit.
Arkadi (1925-1991) und Boris (1933-2012) Strugatzki;
russische Schriftsteller.

Danke Dir, Ralf!

Flex – Die Kopplung

Die Personen

Dr. Bastian Flex: Der Mann, der nach 1000 Jahren wieder erwacht.

Karina Flex: Ehefrau von Bastian in der Jetzt-Zeit

Maren Flex: Tochter von Karina & Bastian

Kurt Flex: Sohn von Karina & Bastian

Peter: Guter, alter Freund aus Studientagen von Karina und Bastian

Zukunft ca. 3020:

Major Harald Bosch: Militärischer Ermittler

Dr. Hoben Fabrizius (kurz –H.): Geschichtswissenschaftler für die Periode 2000-2500 n.Chr.; erster Betreuer von Bastian

Dr. Bernd Gregor: Ein weiterer Betreuer für Menschen wie Bastian

Dr. Fiona Nightingale: Ärztliche Begleiterin und spätere Geliebte von Bastian.

Simon Weizenbaum: Zweiter Betreuer von Bastian

Karl Zimmer, Axel Klein: Altmenschen, die von Dr. Gregor betreut werden

Inhalt

TEIL A – Die Ankunft 6
1 – Abweichung 6
2 – Modellkonsistenz 10
3 – Normalzustand 16
4 – Kalibrierfehler 22
5 – Befundraum 27
6 – Reduktion 33

TEIL A – Die Ankunft

1 – Abweichung

Keines Menschen Alltag ist frei von erbärmlichen Stunden,
alles Menschenleben ist Krankheit und Wiedergesunden.
– Walter Flex, deutscher Schriftsteller (1887–1917)

Das erste, was ich bemerke, ist der angenehme Geruch. Ich suche nach einer Bezeichnung dafür. Der Geruch hat sich in meinen Gehirnwindungen verlaufen. Dann fällt mir der Begriff ein: Aprikose.

Ich öffne die Augen und schon beginnt ein wildes Chaos. Nichts ordnet sich. Das Bild des Hotelzimmers stabilisiert sich zuerst. Dann nehme ich die Geräusche des Verkehrs wahr. Der Ventilator summt und schickt rhythmisch kühlende Luft.

Für einen Moment liege ich still. Die Decke ist zu schwer für die Temperatur im Raum. Vielleicht reagiert meine Haut auch anders.

Das war kein sanftes Erwachen. Das war brutale Bewusstwerdung.

Immerhin: Mein Kopf ist klar. Erstaunlich für die Menge Alkohol, die ich erinnere. Aber es ist eine Inkonsistenz. Es passt nicht zusammen.

Ich bewege die Finger unter der Bettdecke. Die Bewegung kommt an – aber einen Hauch zu spät, als müsste sie erst durch etwas hindurch. Ich warte einen Moment, wiederhole es. Diesmal passt es besser.

Das Hotelzimmer hat beige Wände, einen zu glatten Tisch, Vorhänge, die das Licht nur dämpfen, nicht wirklich aufhalten. Alles, wie ich es erwarte und das beruhigt mich.

Ich versuche die letzten Stunden zu rekonstruieren. Tagungsgespräche. Stimmen, die sich überlagern. Es kommen immer die gleichen Argumente, nur leicht variiert.

Ich erinnere mich an das Brennen im Hals beim Trinken. An das kurze Nachlassen der inneren Wiederholungen. So sollte es auch wirken. Dazwischen liegen Lücken. Keine vollständigen Ausfälle, eher Übergänge, die unscharf geworden sind – wie Bilder in Bewegung.

Bewusst setze ich mich auf. Ein kurzes Schwanken – als würde mein Gleichgewicht erst einen Moment später entscheiden, wo oben und unten ist.

Ich atme durch und zähle unbewusst mit. Eins. Zwei. Drei. Dann scheint alles wieder normal zu sein.

Nachwirkung, sage ich mir. Vor der Dehydration, der Überlastung. Das dürfte plausibel genug sein.

Ich stehe jetzt auf. Der Boden ist kühl unter den Füßen. Real. Verlässlich. Der Raum bleibt stabil. Das ist mir jetzt wichtig.

Im Bad ist das Licht zu hell. Es trifft mich einen Moment hart. Ich blinzle und trete näher an den Spiegel.

Die Person darin sieht normal aus. Alter, Zustand, Ausdruck, alles stimmt. Aber die Zuordnung braucht einen Augenblick zu lang. Als müsste ich überprüfen, ob das

wirklich ich bin. Und mein Gesicht sieht unfertig aus. Ich blinzle kurz: Dann ist es fertig.

Der Weg zum Frühstücksraum verläuft ohne weiter Zwischenfälle. Ein Teppich unter den Schuhen. Meine gedämpften Schritte. Ich höre Stimmen hinter Türen. Ich erinnere mich nicht an jede Abzweigung, aber ich kann mich orientieren.

Im Frühstücksraum hört man Menschen reden, Geschirr klappen, Tassen klirren. Das alles wird überlagert vom Kaffeegeruch. Er ist bitter, warm und stabil.

Ich setze mich.

Die verdammte Tasse ist heißer als erwartet. Ich ziehe die Finger minimal zu spät zurück. Für andere nicht sichtbar, aber für mich schmerzlich spürbar.

Beim Abstellen der Tasse verfehle ich den Untersetzer um wenige Millimeter. Das Geräusch ist einen Ton zu hart.

Zweite Inkonsistenz.

Ich beginne wieder zu zählen. Nicht bewusst – aber die Zahlen sind da.

Zwei Abweichungen in kurzer Zeit. Das ist noch kein Muster um beuruhigt zu sein.

Ich sehe mich im Raum um. Wer spricht mit wem? Wer nickt zu schnell? Wer vermeidet Blickkontakt?

Ich höre die gleichen Argumente von gestern, immer leicht variiert. Wie ein System, das sich stetig selbst bestätigt.

Ein Gedanke schiebt sich dazwischen, ungeplant:

Peter hätte das anders gesehen.

Der Name besitzt eine Nähe, die mich überrascht. Nicht auf emotionale Weise. Eher durch eine ungewöhnliche Präzision. Peter hatte ein Gespür für Veränderungen, allerdings weniger in Zahlen oder Modellen als in Menschen.

Ich nehme einen Schluck Kaffee, dieses Mal langsamer. Die Wärme breitet sich gleichmäßiger aus. Mein Kopf wird immer klarer.

Ich versuche, den Zustand einzuordnen: es ist kein Kater, auch keine typische Erschöpfung, und wohl erst recht keine neurologische Auffälligkeit. Eher eine leichte Verschiebung – als wären Wahrnehmung und Reaktion nicht mehr exakt deckungsgleich.

Als ich aufstehe, fühlt sich die Bewegung einen Moment ungewöhnlich präzise an. Erstaunlich.

Dann gehe ich Richtung Vortragssaal. Da spreche ich heute.

Im Flur, zwischen zwei Schritten, entsteht ein Gedanke, der sich nicht vollständig zuordnen lässt:

Wenn das System stabil ist, warum brauche ich dann immer mehr Modelle, um es zu erklären?

Ich verwerfe den Gedanken nicht. Ich lasse ihn stehen.

Dieser Gedanke ist vermutlich relevanter als die zwei kleinen Abweichungen, die ich vorhin registriert habe.

2 – Modellkonsistenz

„Muss es Kriege geben, Herfried Münkler?“
„… kann die Antwort auf Ihre Frage
eientlich nur ‘Ja’ lauten.
Alles andere wäre unredlich.”
– Herfried Münkler, deutscher Politikwissenschaftler, *1951

Im Vortragsraum ist alles vorbereitet. Das Publikum ist da – unruhig, sicher auch gespannt. Meine Thesen sind provokant genug.

Früher hätte ich überprüft, wer genau im Publikum sitzt. Jetzt reicht es mir zu wissen, welche Lager im Raum sitzen. Das gibt mir Sicherheit.

Ich lege meine Unterlagen ab. Nicht, weil ich sie wirklich brauche, sondern weil es zur Inszenierung gehört.

Als ich beginne, wird es schlagartig still: „Wenn wir historische Entwicklungen im größeren Maßstab betrachten“, sage ich, „sehen wir keine durchgehenden Phasen von Stabilität.“

Meine Stimme ist ruhig – Vortäge belasten mich schon lange nicht mehr. „Stattdessen gibt es Brüche. Phasen, in denen Systeme unter Druck geraten und sich neu ordnen.“

Einige im Publikum heben den Blick. Das reicht mir als Reaktion.

Der nächste Folienwechsel braucht etwas länger als üblich: „Diese Prozesse werden oft moralisch bewertet“, fahre ich fort. „Das ist verständlich – aber analytisch ungenau.“

Ein Stuhl knarrt. Jemand lehnt sich zurück. Das ist noch kein starker Widerspruch.

„Viele historische Darstellungen überhöhen Konflikte. Sie geben ihnen Bedeutung, die über ihre Funktion hinausgeht."

Kurze Pause. „Das gilt auch für Teile der deutschen Literatur des frühen 20. Jahrhunderts. Zum Beispiel bei Walter Flex."

Nun verschiebt sich etwas. Nicht sichtbar, aber vorhanden und füge hinzu: „Für unser Modell ist das zweitrangig."

Die Verschiebung beruhigt sich wieder.

„Wichtiger ist: Wir sehen Muster. Keine einzelnen Ereignisse, sondern längere Stabilität führt oft zu Reibungsverlusten", sage ich.

Ich halte einen Moment inne, bevor ich fortfahre. „Druck von außen zwingt Systeme zur Anpassung."

Ein leises Räuspern im Publikum. Ich registriere es, reagiere nicht darauf. „Große Konflikte wirken in diesem Zusammenhang wie externe Eingriffe", sage ich. „Sie entfernen Strukturen, die nicht mehr effizient sind."

Meine Hand liegt ruhig am Pult. Ich bewege die Finger einmal, ohne Anlass.

„In den Phasen danach sehen wir erhöhte Dynamik", fahre ich fort. „Mehr Innovation und mehr Bewegung."

Ich greife zum Wasserglas. Die Bewegung ist korrekt, aber diesmal wieder minimal zu schnell. Danach setzt das Glas nicht ganz sauber auf. Dritte Inkonsistenz.

„Traditionell betrachten wir solche Umbrüche als Katastrophen", sage ich. „Aus systemischer Perspektive sind sie einfach Übergänge."

Aufmerksamkeit im Raum steigt – aber keine eindeutige Zustimmung.

Dann ein visueller Fehler am Rand meines Blickfelds. Ich blinzle. Er ist weg.

Ich fahre fort. „Das bedeutet nicht, dass Konflikte gerechtfertigt sind. Aber sie entstehen nicht zufällig."

Der Satz steht nicht so exakt in meinen Notizen. Ich lasse ihn stehen – er passt auch ganz gut.

„Komplexe Systeme verändern sich unter Druck oft schneller als unter idealen Bedingungen."

Ein Teil von mir beobachtet das Publikum. Ein anderer registriert die eigene Sprache. Beides ist gerade notweding. Leichter wäre es, wenn ich mich auf mich verlassen könnte.

„Man kann das als wiederkehrenden Ablauf beschreiben."

Ich skizziere eine aufsteigende Linie, ohne zur Leinwand zu sehen: „Zu Beginn Stabilität. Dann Zunehmender Druck. Bruch. Neuordnung. Wachstum."

Begriffe und Reihenfolge stimmen. Wieso überprüfe ich das?

„Dieses Muster ist stabil", sage ich. „Unabhängig vom jeweiligen Kontext."

Mein Kopf bleibt klar. Aber der Körper reagiert verzögert. Ich registriere beide Zustände getrennt. Das ist auch neu.

„Die entscheidende Frage ist also nicht, ob diese Prozesse existieren…“ Pause. „… sondern wie wir mit ihnen umgehen.“

Stille. Dann Applaus. Zögerlich. Uneinheitlich.

Ich nicke automatisch und verlasse das Pult.

Hinter der Bühne wird es enger. Die Luft verdünnt sich. Ich bleibe besser stehen. Ich lege die Hand an die Wand. Sie ist kühl und stabil.

„Überlastung“, denke ich. „Vorhersehbar.“

Ich gehe weiter.

Später erinnere ich mich nicht an den Applaus. Nur an die Stille danach. Sie war nicht leer. Sie war geordnet.

Jetzt bewege ich mich durch die Menge. Ohne Antrieb und ohne Ziel.

„Bastian.“

Die Stimme erkenne ich sofort. Es ist Peter. Früher hätte das eine Reaktion ausgelöst. Jetzt bleibt zunächt nur der Name.

Er steht – wie ich – etwas abseits. „Du hast ein Publikum verloren“, sagt er.

„Verloren? In welchem Sinne?“, frage ich.

Peter lächelt schwach. „Genau so. Das meine ich.“

Wir setzen uns nicht. Das Gespräch bleibt in Bewegung.

„Du hast keine These vorgetragen“, sagt er. „Du hast gesprochen, als wäre alles entschieden.“

„Die Daten sind eindeutig.“

Er reagiert nicht sofort. „Du klingst, als wäre nichts mehr zu klären.“ „Ich beschreibe Muster.“

Peter lächelt kurz. Ohne Wärme. „Genau – wieder so eine Antwort. Und wie geht es dir?“, fragt er.

Die Frage trifft mich kurz in ihrer Unschärfe. „Ganz gut.“ Pause. „Überlastet vielleicht.“

Peter bleibt stehen. „Du bist schwer erreichbar geworden.“

Ich finde keine passende Antwort. „Ich bin da.“

„Ja. Aber nicht wirklich. Mit dir ist etwas passiert“, sagt er.

„Bist du Forensiker oder Mediziner geworden?“

„Nein“, sagt er. „Das ist nur eine Beobachtung.“

Stille.

„Du hast gesagt, Krieg sei ein Optimierungsprinzip“,

„Ja.“

„Und du glaubst das?“

Ich prüfe den Satz. „Ich halte dies für konsistent.“

Peter bleibt stehen. Ich auch.

„Du ersetzt Bewertung durch Konsistenz?“

„Das ist effizient."

„Bastian, Effizienz ist eindimensional", sagt er. Pause. „Meinst du nicht, dass da etwas verloren geht?"

Ich habe keine Antwort. Das ist selten.

Peter sieht mich an. „Ich will dich nach der Tagung sehen. Aber nicht hier."

„Warum willst Du mich sehen?"

„Weil du dich verändert hast. Das beunruhigt mich – und deine Familie."

Peter bleibt stehen. Er ist nur noch ein Referenzpunkt, der nicht mehr mitläuft.

Und zum ersten Mal seit langem ist die Welt nicht mehr eindeutig.

3 – Normalzustand

„Gefühle am Morgen, das erträgt kein Mann.
Dann lieber Geschirr waschen!"
– Max Frisch, Schweizer Schriftsteller (1911–1991)

Ich bin angekommen und das Haus ist unverändert.

Für einen Moment bleibe ich im Flur stehen. Ein Impuls: warten, beobachten, ob sich etwas verändert, weil ich zurück bin.

Aber nichts verändert sich.

Ich trete ein.

Karina ist im Wohnzimmer. Laptop, Telefon, halb gedrehter Körper – zwei Gespräche gleichzeitig, keines vollständig. „Du bist zurück", sagt sie, ohne aufzusehen.

„Ja."

Ein paar Sekunden vergehen. Zu lang für eine Begrüßung, zu kurz für Bedeutung. „Und, wie war es?"

Ich überlege, welche Kategorie gemeint ist. Inhaltlich. Sozial. Persönlich. „Ganz gut", sage ich. Dann: „Anstrengend."

Sie nickt kurz und arbeitet weiter.

In der Küche ist alles vorbereitet. Nicht für mich. Für jeden.

Ich öffne den Kühlschrank, ohne zu wissen, wonach ich suche. Er ist gut gefüllt und sortiert. Früher hätte ich etwas mitgebracht. Etwas Kleines, das zeigt, dass ich an

die Familie gedacht habe. Ich habe nichts dabei. Ich schließe die Tür.

„Übrigens, Kurt ist zurück“, ruft Karina aus dem Wohnzimmer.

Ich bleibe stehen. „Und?“

„Er studiert weiter. Psychologie.“

„Passt zu ihm“, sage ich.

Keine weitere Reaktion. Warum auch?

Maren ist in ihrem Zimmer. Mit ihrer Musik – nicht laut, aber eindeutig.

Ich gehe nicht hin. Früher hätte ich geklopft, einfach nur, um sie kurz zu sehen. Früher wäre sie mir um den Hals gefallen. Jetzt bleibe ich im Flur.

Dann setze ich mich an meinen Schreibtisch. Er ist aufgeräumt. Mein Laptop steht noch dort, als hätte ich ihn nur kurz verlassen. Ich öffne ihn. Nachrichten. Rückmeldungen. Reaktionen.

Ich lese, aber antworte nicht. Warum auch?

Für einen Moment verschwimmt der Text auf dem Bildschirm. Visuell. Ich blinzle. Es wird wieder klar.

Vierte Inkonsistenz.

Karina steht jetzt in der Tür. Ich habe nicht bemerkt, dass sie gekommen ist.

„Bastian, du bist wieder in diesem Modus“, sagt sie.

„Welchem Modus?“

Sie zögert. „Du bist da“, sagt sie schließlich. „Aber ich komme nicht an dich ran.“

Ich brauche quälend lange für eine Antwort. „Ich arbeite viel“, sage ich dann mürrisch.

Sie lächelt kurz. „Du hast doch immer viel gearbeitet.“ Pause. „Früher hast du wenigstens versucht, zwischendurch auch bei uns zu sein.“

Ich finde keine passende Antwort mehr.

Aus Marens Zimmer kommt eine Stimme. Schrill, schnell, leicht abgehackt.

Karina sieht kurz hin. Reagiert nicht. „Kümmert dich das nicht?“, fragt sie.

„Doch“, sage ich. Das klingt nicht überzeugend.

Ich gehe ins Zimmer. Marens Zimmer ist kein Raum, sondern ein Maren-Zustand. Zu viele Dinge. Zu wenig Ordnung. Ein Geruch nach Stoff, Parfum, etwas Unbestimmtem.

Maren sitzt angespannt auf dem Bett. Kurt steht einen Schritt entfernt.

„Das ist doch nur noch Chaos hier“, sagt er.

Ich sehe mich im Raum um. „Definiere Chaos“, sage ich.

Kurt wirkt irritiert. Fast enttäuscht. „Früher hättest du erstmal gefragt, was los ist.“

Schon wieder so ein Satz. Ich nicke. Zu spät.

Maren lacht kurz. Ohne Humor. „Siehst du? Genau das."

„Was genau stört dich?", frage ich.

„Dass du so fragst."

Ich verstehe den Satz. Aber nicht, worauf er zielt. Ich trete einen Schritt weiter in den Raum. Etwas knirscht unter meinem Fuß.

„Siehst du, Unordnung erhöht die Fehlerwahrscheinlichkeit", sage ich.

Maren steht sofort auf. „Ich bin kein Fehler."

Der Satz bleibt. Ich kann ihn nicht einordnen.

„Ich lebe hier", sagt sie leiser, aber fest.

„Und das bedeutet?" frage ich.

Kurt schließt kurz die Augen.

Maren sieht mich lange an. „Ich entscheide, wie es hier ist."

Der Satz ist konsistent auf ihrer Ebene. „Aber das ist nicht effizient", sage ich.

Stille.

„Papa, ich bin kein Projekt", sagt sie schließlich. Dann leiser: „Ich war mal deine Tochter."

Ich brauche einen Moment. „Du bist meine Tochter", sage ich. Das ist korrekt. Und dennoch unzureichend.

Kurt sagt leise: „So meint Maren das nicht."

Ich sehe ihn an. Er weicht nicht aus.

Ich setze an: „Wir sollten …"

„Nein", sagt Maren sofort. „Das hier kannst du nichts lösen."

„Doch", sage ich. Aber es klingt nicht passend.

Ich sehe sie an. Ich versuche, etwas zu finden, das früher verfügbar war. Es ist nicht weg. Ich kann es nur nicht erreicher.

„Gut", sage ich. Ich drehe mich stumm um.

Hinter mir: „Du bist gar nicht mehr hier. Wo bist du, Papa?"

Ich bleibe stehen. Ich finde keine Antwort. Dann gehe ich weiter.

Karina steht im Flur. Sie sieht mich lange an. „Bastian, du hast Maren die ganze Zeit nicht einmal richtig angesehen", sagt sie.

Ich erinnere mich. Das war visuell korrekt. Mehr nicht. Ich sage nichts dazu.

„Peter kommt", sagt sie leise.

„Ich weiß."

„Natürlich weißt du das." Müdigkeit in ihrer Stimme. Sie geht.

Ich setze mich. Meine Hände liegen auf dem Tisch. Für einen Moment wirken sie wie etwas, das ich benutze – nicht etwas, das zu mir gehört.

Fünfte Inkonsistenz.

Ich gehe ins Bad. Im Spiegel ist alles korrekt. Ich hebe die Hand. Synchron. Erfreulich.

Im Flur höre ich Stimmen. Gedämpft und erschöpft.

Ich bleibe stehen. Früher hätte ich entschieden, was ich tue. Jetzt nicht. Ich gehe einfach weiter.

Und während alles um mich herum funktioniert, erkenne ich zum ersten Mal nicht ein Problem im System – sondern die Möglichkeit, dass ich selbst nicht mehr hineinpasse.

4 – Kalibrierfehler

„Ich kann es nicht ausstehen, wenn man mir sagt, was ich zu empfinden habe; dann komme ich mir, obschon ich sehe, wovon die Rede ist, wie ein Blinder vor."
– Max Frisch, Schweizer Schriftsteller (1911–1991)

Es klingelt. Karina öffnet. Peter kommt nicht überraschend. Überraschung wäre eine Abweichung. Peter produziert selten Abweichungen.

„Du siehst genauso aus wie immer", sagt Peter zur Begrüßung.

„Bist du jetzt freundlich oder gemein?", fragt Karina, leicht lächelnd.

Ich beobachte den Austausch. Er folgt einer eigenen Logik.

Peter sieht mich prüfend an. „Du auch", sagt er. Pause. „Oder zumindest fast."

Ich nicke. Er reagiert aber nicht darauf.

Wir gehen ins Wohnzimmer und setzen uns. Alles das ist vertraut und gleichzeitig leicht anders.

Karina stellt die Gläser ab. Das Geräusch ist etwas zu hart mich. Peter nimmt sein Glas nicht sofort. Sein Blick bleibt kurz an Karina hängen, als würde er etwas prüfen, das nicht mich betrifft.

„Ich habe deinen Vortrag gehört", sagt Peter dann.

„Das hatten wir schon."

„Ja", sagt er. „Aber nicht das, was ich meine."

Ich warte.

Peter dreht das Glas langsam. „Du argumentierst sauber“, sagt er. „Lieferst keine Angriffspunkte.“

„Das ist kein Kritikpunkt“, sage ich.

„Doch“, sagt er sofort. Stille. „Früher hattest du Reibung in deinen Vorträgen vorgesehen“, sagt Peter.

Ich überlege. „Reibung ist kein analytischer Wert.“

„Nein“, sagt er. „Aber sie ist notwendig, wenn Menschen beteiligt sind.“

Ich überlege. Menschen. Wollte ich sie beteiligen? Ich bin nicht sicher. Ich registriere auch Karinas minimale Reaktion. Ein unmerkliches Seufzen.

Peter fährt fort: „Du hast dich verändert“, sagt er.

„Jeder ändert sich.“

„Ja, aber du änderst dich merkwürdig. Du erklärst Dinge, bevor sie dich erreichen.“

Ich halte inne. Ich finde keinen Einwand – finde auch kein Problem. Ich schweige.

Karina sieht mich an. „Das machst du immer“, bestätigt sie.

„Nein“, sagt Peter. „Nicht so. Nicht in diesem Ausmaß.“

Ich spüre eine Verzögerung in der Reaktion meines Denkens.

Sechste Inkonsistenz. Warum gerade jetzt?

Peter steht auf, geht auf und ab mit suchende Schritten. „Was ist mit dir passiert?“ fragt er.

„Nichts“, sage ich.

Ein kurzes freudloses Lachen. „Genau das ist das Problem.“

Karina schaut uns beide an und fragt scharf: „Was soll das heißen?“

Peter hebt die Hand. „Nicht du“, sagt er. „Er.“

Ich bin gemeint, richtig.

„Bastian, du bist klarer geworden“, sagt Peter. Pause. „Aber auch weiter weg von uns.“

Das ist unpräzise - aber gleichzeitig auch korrekt. „Das ist kein Fehler“, sage ich.

„Vielleicht nicht“, sagt er. „Aber sicher ein Verlust.“

Karina verschränkt die Arme. Diesmal mit scharfer Stimme: „Peter …“

„Ich bin nicht hier, um zu streiten“, unterbricht er sanft. „Ich bin hier, weil ich Bastian nicht mehr richtig wieder erkenne.“ Er sieht mich direkt an.

Karina steht auf. „Nein, das reicht jetzt.“

Peter hebt beschwichtigend die Hände. „Ich meine das nicht bewertend.“ Pause. „Ich sage nur, was ich sehe.“

Ich registriere: Karina und Peter definieren „Problem“ unterschiedlich. Beide versuchen, mich darin zu verorten. Das ist neu für mich. Sie haben eine Gemeinsamkeit ohne mich.

Karina wechselt das Thema. „Peter, bleibst du noch in der Stadt?“

„Ja. Erst mal schon. Es ist einfacher so.“

„Gut.“ Keine Zustimmung. Eine Feststellung. Karina scheint erleichtert.

Peter sieht mich noch einmal an. „Du antwortest schneller auf Modelle als auf Menschen.“

Ich will widersprechen. Die Antwort kommt nicht. Warum auch?

Karina sieht mich an. Nicht wütend. Nicht traurig. Abwartend. „Sag doch was“, sagt sie leise.

Ich öffne den Mund. Aber nichts folgt. Die Worte sind da, aber sie werden nicht zur Sprache.

Siebte Inkonsistenz. Sie bleibt. Die Sprache fehlt mir-weiterhin.

Ich stehe auf. Mein Körper steht auf, bevor ich mich dafür entscheide. Ich folge.

Peter setzt sich wieder. „Ich wollte sehen, ob ich mich irre“, sagt er und dann etwas biter:. „Aber ich irre mich selten.“

Ich gehe ein paar Schritte. Der Boden unter mir ist stabil. Mein Körper nicht. Zu viele kleine Verschiebungen gleichzeitig. Die Stimmen bleiben, aber sie formulieren keine Sprache mehr.

Karina sagt etwas. Ich verstehe Struktur, nicht Inhalt.

Meine Hand bewegt sich. Verzögert.

Achte Inkonsistenz.

Keine Korrektur mehr möglich. Ich versuche, mich zu orientieren. Die Zuordnung von Raum, Körper und. Zeit bricht.

„Bastian?“ Karinas Stimme dringt noch einmal zu mir durch.

Ich will immer noch antworten. Der Impuls ist da. Die Ausführung nicht. Für einen Moment ist alles gleichzeitig. Kein Schwerpunkt.

Dann: Stille. Nicht von außen. Innen. Ich verliere nicht das Bewusstsein. Ich verliere die Verbindung.

Und dann bricht alles ein.

5 – Befundraum

„Die allererste Anforderung an ein Krankenhaus ist,
dass es den Kranken keinen Schaden zufügt.“
– Florence Nightingale, britische Medizinerin (1820–1910)

Das Krankenhaus hat keine Zeit. Es hat Prozesse. Ich bin Teil davon.

Ich erinnere mich nicht an die Einlieferung. Nur an das Aussetzen dazwischen. Ein Zustand ohne Übergang.

Jetzt: gleichmäßiges weißes Licht über mir, ohne Schatten.

Mein Körper ist fixiert. Ich spüre die Unterlage als Definition dessen, wo ich aufhöre.

Eine Stimme erklärt etwas. Nicht mir, eher sich selbst. „Neurologische Differentialdiagnostik läuft“, sagt sie.

Ich bewege den Kopf minimal. Gerade genug, um registriert zu werden. Ich bin jetzt ein Objekt in Bearbeitung. Für den Moment reduziert auf Fleisch und Gehirn.

Peter und Karina waren kurz hier. Wohl, weil man es so macht. Ich registriere es ohne Nachhall.

Immer wieder Tests. Blutentnahmen. Bildgebung. Dann Fragen und wieder Fragen. Ich antworte. Korrekt. Präzise. So gut es geht.

Ein Arzt beobachtet mich länger als nötig. Nicht neugierig. Abgleichend. „Sie kompensieren das alles sehr gut“, sagt er.

Ist das auch für micht gut? Ich registriere keine Angst, aber eine Veränderung in der Bewertung. „Was bedeutet das?“, frage ich schließlich.

Er sieht auf ein Display. „Ihre körperlichen Systeme zeigen inkonsistente Signale. Ihre kognitiven Leistungen bleiben stabil.“

Gut; aber das wusste ich schon.

„Das ist selten“, sagt er. Pause. „Und prognostisch ungünstig.“

„Gibt es Differentialdiagnosen?“, frage ich.

„Noch keine abschließenden. Es braucht mehr Diagnostik.“

Das Krankenhaus hat keine Zeit. Es hat Prozesse – Prozesse, die Wochen dauern oder auch nie enden.

Ich werde verschoben. In Räume. In Tests. Menschen sprechen über mich, nicht mit mir. Das gehört wohl zu den Prozessen. Es ist funktional korrekt.

Mein Körper beginnt, Zeit nicht mehr linear zu erfassen, sondern in eine Folge von Zuständen.

Dann: endlich ein Raum mit längerem Schweigen. Ein Arzt ist da. Eine Akte ebenfalls. Und keine Hektik. Er setzt sich erst, nachdem er alle Daten geordnet hat.

„Wir haben die Bildgebung erweitert“, sagt er schließlich. Er projiziert die Ergebnisse. Zuerst: Meine neuronale Aktivität. Sieht zunächst unspektakulär. Dann nicht mehr.

„Das sind keine klassischen Läsionen“, sagt er.

Ich fokussiere das Bild. „Das sieht aus wie ein Netzwerk“, sage ich.

Er nickt. „Ja.“ Pause. „Ein Netzwerk, aber kein menschliches.“

Ich sehe genauer hin. Das Muster ist nicht chaotisch. Es ist organisiert. „Was ist das?“, frage ich.

Er zögert. „Wir gehen von einer mykologischen Beteiligung aus.“

Pilze.

Er korrigiert sich nicht. Er wechselt die Darstellung. Der Körper erscheint als Karte. Durchzogen von feinen, kontinuierlichen Strukturen. „Das System ist in multiple Gewebe integriert“, sagt er. „Haut, Blutbahn … und Zentralnervensystem.“

Ich halte den Blick. „Im Gehirn auch?“, frage ich.

„Ja, gerade dort.“

Stille.

„Warum wurde das nicht früher erkannt?“

„Weil es keine destruktiven Veränderungen erzeugt hat.“

Ich sehe wieder auf das Bild. Keine Läsionen. Keine Ausfälle. Integration oder vielleicht Übernahme.

„Und es wächst“, sagt er.

Das ist der erste Satz mit eindeutiger Richtung. „Kann man es entfernen?“, frage ich.

Er schüttelt den Kopf. „Nicht ohne Sie zu zerstören.“

Ich verarbeite das. „Also koexistiert es mit mir.“

Der Arzt zögert. „Ja. Und es ersetzt Funktionen.“

Ich sehe ihn an. „Welche?“

„Das lässt sich derzeit nicht vollständig bestimmen. Wir sehen jedoch Veränderungen in der neuronalen Verarbeitung.“

Peter hatte recht. Strukturelle Änderungen.

„Prognose?“, frage ich beunruhigt.

Der Arzt atmet ruhig ein. „Das Wachstum schreitet fort.“

Er zeigt eine Simulation. Das Netzwerk wird dichter. Schwerer zu trennen vom Rest – von mir.

„Irgendwann“, sagt er, „wird keine klare Abgrenzung mehr möglich sein.“

„Zwischen mir und diesem … ?“

„Ja.“

Stille. Das ist kein klassischer Tod. Das ist eine Auflösung.

„Behandlungsmöglichkeiten?“, frage ich.

„Keine.“ Pause. „Nicht im aktuellen medizinischen Rahmen.“

Er lässt die Projektion stehen. Ungewöhnlich lange.

„Ihr Fall fällt in kein bestehendes Behandlungsfeld. Aber es gibt ein Programm“, sagt er dann. „Für genau solche Fälle.“

Pause. „Temporale Konservierung. Stasis."

Ich kenne es theoretisch.

„Das ist heute kein experimentelles Verfahren mehr", sagt er. „Aber es wird immer noch selten angewendet."

„Warum?"

„Weil es keine Therapie ist. Es ist ein Abbruch der Gegenwart." Er ergänzt: „Sie beenden den aktuellen Verlauf und verschieben die Fortsetzung in eine Zukunft, in der Behandlung möglich sein könnte."

„Könnte", sage ich.

Er nickt. „Keine Garantie."

Ich sehe wieder auf die Daten. „Warum ich?"

„Weil Ihr Zustand stabil genug ist. Und gleichzeitig nicht behandelbar. Und weil eine zukünftige Medizin solche Systeme vielleicht verstehen wird."

„Sie meinen Systeme wie mich?"

„Ja."

Ich erkenne die Logik. Nicht die Konsequenz.

„Was passiert mit dem Wachstum?"

„Es wird eingefroren – wie Sie. Im aktuellen Zustand."

„Wenn ich bleibe", sage ich, „werde ich irgendwann nicht mehr eindeutig ich sein."

„Davon gehen wir aus."

„Und wenn ich gehe?"

„Dann bleiben Sie im aktuellen Zustand erhalten. Für eine Zukunft, die Sie möglicherweise versteht."

Ich benötige Zeit. „Ich möchte allein entscheiden", sage ich.

„Natürlich."

Später. Ich fühle mich schon aus dem Raum gefallen. Peter sitzt neben mir. „Du musst das nicht allein entscheiden."

Ich sehe ihn an. „Doch."

Karina steht im Hintergrund. Außerhalb des Entscheidungsraums. Maren nicht hier. Kurt nicht hier. Das ist logisch.

Später liegen die Unterlagen vor mir. Sauber. Neutral. Final.

Ich nehme den Stift. Die letzte freiwillige Handlung in diesem Zeitabschnitt. Der Stift bewegt sich korrekt. Ich spüre das Papier nicht als Material, sondern als Widerstand.

Achte Inkonsistenz.

6 – Reduktion

„Großen Seelen ist der Tod das größte Erleben."
– Walter Flex, deutscher Schriftsteller (1887–1917)

Meine Entscheidung ist getroffen. Jetzt beginnt die Umsetzung. Es gibt keinen letzten Moment. Nur eine Abfolge letzter Zustände.

Ich sehe Peter zuerst. Er spricht. Ich höre seine Stimme. Die Bedeutung erreicht mich nicht. Nicht blockiert, nur nicht verfügbar.

Karina steht daneben. Ruhig, wie immer. Früher war das beruhigend, jetzt nebensächlich.

„Du musst nichts mehr erklären", sagt sie.

Ich nicke. Der Kopf bewegt sich korrekt. Mehr passiert nicht.

Maren fehlt. Kurt fehlt. Registriert. Sie werden ihr Leben weiterleben – ohne mich.

Mein Arzt ist nicht sichtbar. Er ist bereits Teil des Prozesses geworden.

Die Stasis-Einheit sehe ich nicht. Sie kontrolliert dennoch meine Umgebung.

Die Luft wirkt kühler auf der Haut. Ich lege mich hin. Mein Körper folgt ohne Widerstand und ohne Verzögerung.

Peter setzt sich neben die Einheit. „Falls du irgendwann zurückkommst", sagt er, „wirst du uns wahrscheinlich nicht mehr verstehen."

Karina sagt nichts. Es ist alles gesagt.

„Metabolische Drosselung beginnt", sagt der Arzt.

Ich spüre keine Veränderung.

Peter spricht noch. Fragmente. „… wenn du wach wirst … wir werden … sein …"

Karina bewegt sich leicht. Ein Schritt. Es sieht nach Rückzug aus.

„Bewusstseinsstabilisierung eingeleitet."

Das ist der letzte vollständige Satz, den ich erinnere.

Dann beginnen die Lücken. Es ist nicht Dunkelheit. Es ist kein Ende. Es ist eine Pause ohne Zeitinhalt.

Tag 1

Die Pause endet mit einem aggressiven Aufwachen. Ich öffne die Augen.

Da ist Licht. Ohne Richtung. Es hat nicht mal eine Quelle. Ein Licht von überall.

Ich bewege die Hand. Die Bewegung ist korrekt. Aber doch verschoben. Der Körper ist vorhanden, aber nicht vollständig kontrollierbar. Ich versuche aufzustehen. Es gelingt. Es fehlt aber an Stabilität.

Zeit ist hier nicht stabil messbar. Oder nicht mehr eine relevante Größe.

Peter. Karina. Maren. Kurt. Arzt. Stasis. Alles gleichzeitig verfügbar und ohne Ordnung.

Ich atme. Der Atem gehört mir nicht eindeutig. Ich versuche zu sprechen. Die Worte entstehen. Sie erreichen niemanden.

Ein erster klarer Gedanke: Sind Minuten oder Jahre vergangen? Ich kann es jetzt nicht beantworten.

Ich setze einen Schritt. Die Welt reagiert nicht. Nur ihre Unbestimmtheit verändert sich.

Dann siegt die Erschöpfung. Ein schneller Sieg.

Tag 2

Der „Tag" ist meine Annahme. Es gibt keinen Hinweis auf Lichtwechsel. Es bleibt ein Rhythmus mit Selbstreferenz.

Der Raum ist unverändert. Die Wände aus Licht. Keine erkennbare Grenze mit Widerstand. Neben dem Schlafbereich hat sich aber ein weiterer Raum gebildet. Oder eine Idee von jemandem, der meint, ich bräuchte so einen Raum.

An einer Wand hängt ein Bild. Mona Lisa. Aus Licht. Rahmen aus Licht. Ich mochte das Bild nie. Hier ist es bedeutungslos.

Auf dem Tisch: Wasser, Glas, Karaffe. Alles alt in einer falschen Weise.

Ich trinke. Immerhin: Das Wasser ist Wasser.

Der Tisch: Eine Art Metalltisch. Ohne Vergangenheit.

Dann ist da noch ein Telefon. Ohne Kabel.

Ein Laptop. Ohne Funktion.

Alles vorhanden. Nichts operabel.

Ich sage: „Das ist schlecht gemacht." Meine Stimme ist dünn ohne Resonanz.

Mein kurzes Lachen bleibt im Raum hängen, ohne Wirkung.

Tag 3

Es ist etwas passiert. Nicht erinnerbar. Aber es gibt Spuren. Der Körper zeigt Markierungen. Ich war nicht allein. Aber ich kann es nicht rekonstruieren.

Eine Schnittfläche entsteht im Raum. Nicht Bildschirm, nicht Objekt. Eine Art Vermittlungsebene.

Dort wird eine Person wird sichtbar: „Fiona Nightingale" kann ich lesen. Keine Einführung. Nur Zuordnung. Darunter: Systemtexte.

SEMANTISCHE REKONSTRUKTION AKTIV. VERHALTENSBASIERTE STABILISIERUNG – LERNMODUS 01.

Sie spricht. Ihre Stimme kommt nicht aus ihr. „Subjekt stabil", sagt eine Übersetzung. Pause. „Kognitive Kohärenz erhalten."

Ein Roboter tritt einfach durch die Wand. Damit verliert die Kategorie „Wand" hier ihre Bedeutung. Er trägt ein Tablett: Apfel, Birne und ein gelbes Objekt ohne eindeutige Zuordnung – vielleicht Aprikose.

Er bleibt stehen.

„Verhaltenskontingenz aktiv“, sagt die Übersetzung. Pause. „Positive Verstärkung folgt.“

Ich verstehe das Wort: Verstärkung. Ich verstehe nicht die Situation. Der Roboter bewegt das Tablett in einen markierten Bereich.

Ich gehe nicht hin. Das ist nicht mein Spiel.

Der Roboter bleibt auch. Das Tablett bleibt. Zeit vergeht.

Dann wird das Tablett zurückgezogen. Die Früchte bleiben sichtbar.

„Kontaktverhalten ausbleibend“, sagt Fiona. Pause. „Reiz wird gehalten.“

Ich verstehe: Eine Versuchsanordnung. Kein Angebot. Kein Austausch. Nur ein Kopplungstest.

Ich nehme schnell den Apfel. Er ist kalt. Ich beiße ab.

Der Körper reagiert mit Reduktion von Reibung. Es ist weder angenehm noch unangenehm, aber befriedigend.

Alles wird einfacher, ohne dass es klarer wird. Ich kaue. Der Zustand bleibt.

„Verstärkung registriert.“

Pause.

Ich esse.